



CARLEY FORTUNE ist die internationale Nr.-1-Bestsellerautorin von »Fünf Sommer mit dir«, »Nächsten Sommer am See« und »Dieser Sommer wird anders«. In ihrem vierten Roman »Der Sommer unseres Lebens« kehrt sie nach Barry's Bay zurück und erzählt die Geschichte von Charlie aus »Fünf Sommer mit dir«. Bevor sie Autorin wurde, war Carley eine preisgekrönte Journalistin und schrieb mehrere Artikel, die in ganz Kanada Bekanntheit erlangten. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Söhnen in Toronto.

Außerdem von Carley Fortune lieferbar:

Fünf Sommer mit dir
Nächsten Sommer am See
Dieser Sommer wird anders

CARLEY FORTUNE

**DER
SOMMER
UNSERES
LEBENS**

Roman

*Aus dem Englischen
von Carolin Müller*

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *ONE GOLDEN SUMMER*
bei Berkley, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2025 by Carley Fortune
Copyright © 2026 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Published in agreement
with the author, c/o BAROR INTERNATIONAL, INC.,
Armonk, New York, U.S.A
Redaktion: Angela Kuepper
Umschlaggestaltung: Favoritbüro,
nach einem Entwurf von Ashley Tucker
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2026
ISBN 978-3-328-11369-0
www.penguin-verlag.de

Für den See, für die Berge, für den Himmel

PROLOG

Ein gutes Foto vermittelt einem das Gefühl, die darauf Abgebildeten zu kennen, auch wenn man sie noch nie getroffen hat. Ein gutes Foto zieht einen in den Bann und lässt einen den festgehaltenen Moment geradezu spüren, ihn riechen und schmecken. Und dieses Foto hier ist in jeder Hinsicht nicht nur gut, es ist großartig.

Ich starre es an und bin plötzlich wieder siebzehn.

Ich höre sie auf der anderen Seite der Bucht. Der Sommer neigt sich dem Ende zu, und die drei Stimmen sind mir so vertraut wie das Gewicht der Kamera in meinen Händen. Der ältere Junge ruft den beiden anderen etwas zu – seinem Bruder und dem Mädchen, die, beide in Badesachen, auf dem Schwimmbloß liegen und sich die Sonne auf den Bauch scheinen lassen.

Ich bin seit Ende Juni im Cottage am See und beobachte sie, wie sie schwimmen, flirten und mit ihrem gelben Schnellboot auf dem Wasser herumsausen. Sie sind alle drei wunderschön. So sonnengebräunt und frei.

Die drei steigen ins Boot. Der Ältere fährt. Sein Bruder und das Mädchen sitzen vorne. Ich stehe an der Kante des Stegs und stelle die Blende ein.

All das passiert innerhalb eines Wimpernschlags.

Ich höre das Boot. Ihr Lachen übertönt den Motor. Ich blicke auf und sehe, wie sie auf mich zugebraust kommen. Ich verschanze mich hinter der Linse. Sie kommen ins Bild.

Klick.

1

Freitag, 13. Juni

Die fünf Frauen zählen zu den umwerfendsten, die ich je gesehen habe. Das Ganze hat nichts mit der Ausleuchtung zu tun oder damit, wie viel Zeit sie in Haare und Make-up investiert haben. Es liegt an dem echten Lächeln auf ihren Gesichtern. Der Ventilator sorgt für eine leichte Brise, im Hintergrund läuft Musik, und der Bildredakteurin entfährt ein bewunderndes »Oh«, als sie zusieht, wie die Bilder auf meinen Laptop geladen werden. Ich brauche mir die Fotos nicht extra ansehen, um zu wissen, dass sie spektakulär sind. Ich habe es bereits bei jedem Drücken auf den Auslöser gespürt.

Später, allein in meiner leeren Wohnung, werde ich vor Erschöpfung auf die Couch fallen, aber jetzt bin ich vollkommen in meinem Element. Hinter dem Kameraobjektiv kann ich allerlei hervorzaubern, ein verschmitztes Lächeln oder die leichte Neigung eines Kinns. Dort habe ich das Kommando. Das ist auch einer der Gründe, warum ich in letzter Zeit so viel gearbeitet habe. Ich *brauche* dieses Gefühl. Das reibungslose Surren eines perfekt ablaufenden Fotoshootings verschafft mir mein ganz persönliches High.

Die jüngste der Frauen, die heute für mich posieren, ist in ihren Zwanzigern, die älteste in ihren Siebzigern, und keine von ihnen ist ein professionelles Model. Es hat eine Weile gedauert, ihr Vertrauen zu gewinnen, nachdem sie in meinem Studio erschienen waren. Doch wenn jemand versteht, wie aufregend es sein kann, fotografiert zu werden, dann bin ich das. Mittlerweile tanzen und posieren die Frauen in Badebekleidung ohne auch nur einen Hauch von Befangenheit. Dehnungsstreifen, Falten und Cellulite sind zu sehen, Embleme ihres Lebens, denen in jedem Foto die gebührende Ehrerbietung gezollt wird.

»Es wird unglaublich schwer, da eine Auswahl zu treffen«, sagt Willa, die Bildredakteurin, als wir fertig sind. Wir stehen Schulter an Schulter und scrollen durch die Bilder auf meinem Computer. Die besten sollen in *Swish*, einer seit diesem Frühjahr wöchentlich erscheinenden Stil-Beilage, veröffentlicht werden. »Es gibt einfach so viele tolle Aufnahmen, Alice.«

»Ich freue mich, dass du das so siehst«, sage ich strahlend. Ich habe noch nie mit Willa zusammengearbeitet und möchte sie beeindrucken. *Swish* wird in der größten Zeitung des Landes vertrieben und ist innerhalb meiner Branche gerade *das* Gesprächsthema. Dies ist mein erster Auftrag für das Magazin, und ich will überzeugen. Derartige Aufträge werden zwar nicht besonders gut bezahlt, aber sie sind weitaus kreativer als das, was ich für meine gewerblichen Kunden sonst so mache – und sie werden leider immer seltener.

An einem Foto von Monica, einer jungen Mutter, die von allen am nervösesten war, bleibe ich hängen. Sie hat den Kopf

in den Nacken geworfen und die Arme weit ausgebreitet. Es ist ein Moment purer Freude.

»Wir haben zwei Wochen Zeit für die Abgabe«, sagt Willa.

»Kein Problem.« Es wird keine aufwendige Bearbeitung nötig sein. In der Arbeitsanweisung wurde es als »erfrischend echtes« Bademoden-Shooting mit »normalen Menschen« beschrieben, die die Looks präsentieren. Das ist ein weiterer Grund, warum ich mich auf diesen Job gefreut habe: keine rabiate Nachbearbeitung mit Photoshop. »Ich werde bloß hier und da kleinere Korrekturen vornehmen. Das geht schnell.«

»Na ja, vielleicht musst du schon ein bisschen mehr machen.« Willa senkt die Stimme. »Ich möchte, dass es authentisch bleibt, aber sagen wir mal so, die Hubbel und Unebenheiten sollten eher bloß eine *Andeutung* von Cellulite sein. Ich bin sicher, du kannst da deine Magie wirken lassen.«

Mein Lächeln er stirbt. Ich habe während meiner Laufbahn als Fotografin genug Euphemismen für die digitale Veränderung des weiblichen Körpers gehört, um ein ganzes Synonymwörterbuch damit zu füllen. Mir wurde gesagt, ich solle Frauen schmeichelhafter, ansprechender, gewinnender, verführerischer, attraktiver oder schlichtweg fickbarer aussehen lassen. Aber ich wurde noch nie gebeten, Cellulite *anzudeuten*.

»Ich dachte, Sie wollten es *erfrischend echt* haben«, sage ich so ruhig, als würde ich nicht am liebsten meine Kamera an die Wand werfen.

»Ja schon, *absolut*«, erwidert Willa. »Es ist toll, dass verschiedene Körpertypen vertreten sind, aber lassen Sie uns das alles ein bisschen bereinigen.«

Ich lasse mir nichts anmerken und zucke hinter meiner Schildpattbrille mit keiner Wimper. Von außen betrachtet, bin ich der Inbegriff von professioneller Gefasstheit. Meine kastanienbraunen Locken sind zu einem glatten Pferdeschwanz gebunden. Mein Make-up ist minimalistisch, aber effektiv. Der knallrote Nagellack makellos. Aber dahinter bröckelt es.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich gebeten werde, etwas zu tun, womit ich im Grunde nicht einverstanden bin. Als freiberufliche Fotografin muss ich mich hin und wieder verbiegen, Kompromisse eingehen und meine Überzeugungen oder Vorstellungen beiseiteschieben, um Kundenwünsche zu erfüllen. Aber in dieser Phase meiner Karriere passiert das einfach öfter, als mir lieb ist.

»Wie Sie meinen«, sage ich schweren Herzens zu Willa. »Es ist Ihr Magazin.«

Ich bin kein streitlustiger Mensch, aber selbst wenn, wäre ich aktuell zu erschöpft, um zu debattieren. Es kostet mich sehr viel Energie, den ganzen Tag voll bei der Sache zu bleiben, und ich laufe schon so lange auf Hochtouren, vermutlich ist mein Ausschaltknopf kaputt.

Aber nicht nur mir selbst ist das schon aufgefallen. Letzte Woche habe ich Elyse, meine großartige Lehrerin und Mentorin, die mittlerweile zu einer Freundin geworden ist, auf einen Kaffee getroffen, und sie meinte, ich sähe aus wie ein Geist. In der Nacht zuvor hatte ich wieder den Traum gehabt – den, in dem ich verfolgt werde – und war noch erschöpfter als sonst.

»Du bist ganz hervorragend darin, in deinen Fotos das innere Strahlen von anderen einzufangen«, sagte sie. »Aber ich

mache mir Sorgen, dass du deins verloren hast. Hol es dir zurück, Alice. Ich will dich leuchten sehen.« Elyse riet mir, es insgesamt langsamer angehen zu lassen.

Doch zum ersten Mal überhaupt habe ich ihren Rat ignoriert. In den letzten sechs Monaten hat mich die Arbeit zusammengehalten. Zumindest kam es mir so vor. Aber sobald Willa fort ist, macht sich ein Gefühl tiefer Erschöpfung in mir breit. Ich setze mich auf den Boden meines Ateliers und reibe mir die Schläfen. Ich habe in letzter Zeit so viele Aufträge angenommen, bloß um beschäftigt zu sein, aber diesen habe ich für *mich* angenommen. Und er ist komplett nach hinten losgegangen.

Was ich brauche, ist ein freier Abend. Nur ein Abend, an dem ich nicht vor meinem Laptop kauere und Farbkorrekturen vornehme, bis mir die Augen brennen. Ein paar Stunden, in denen ich einfach so tue, als gäbe es keine Deadlines, in denen ich die Gruppenausstellung im August ausblende und auch den besorgten Ausdruck auf Elyses Gesicht, als sie mich ansah. Ich brauche ganz dringend einen Abend, an dem ich definitiv und hundertprozentig *nicht* an Trevor denke, und dieser Abend ist heute. Ich bin mit meiner großen Schwester verabredet.

Schließlich schaffe ich es, mich aufzuraffen, und als ich gerade abschließe, vibriert mein Handy, und eine Reihe von Textnachrichten gehen ein. Ich weiß schon, dass sie es ist, bevor ich die Nachrichten lese. Nur Heather sendet fast ausschließlich mehrere Textnachrichten nacheinander.

ZIEH DIE PARTY-SCHUHE AN! Ich hab
uns einen Tisch im Jaybird reserviert.

Moment, hast du überhaupt Party-Schuhe?

Ich kaufe dir noch schnell ein Paar,
und dann hol ich dich ab.

Ich tippe gerade eine Antwort, als eine weitere Nachricht ein-
geht. Aber diesmal ist sie nicht von meiner Schwester.

2

Es ist eine Nachricht von meinem Vater an den Familien-Gruppenchat der Everlys.

Nan ist auf dem Weg ins Krankenhaus.

Meine Großmutter Nanette Everly, die von allen, nicht nur von ihren Enkelkindern, Nan genannt wird, ist von jeher meine größte Unterstützerin gewesen. Schon als ich noch ein Kleinkind war, entdeckte sie meine kreative Ader und pflegte sie wie eine ihrer Pfingstrosen. Mit sechs Jahren nahm sie mich dann zum Zeichnenüben mit in die Art Gallery of Ontario. Wir saßen mit Skizzenblöcken auf dem Schoß zwischen den Henry-Moore-Skulpturen und experimentierten mit Licht und Schatten, Formen und Linien. Als ich elf war, brachte sie mir bei, wie man eine Nähmaschine benutzt. In der Highschool schenkte sie mir meine erste Kamera. Ich habe immer versucht, ihr nachzueifern, der Art, wie sie jedem Menschen in ihrer Gegenwart das Gefühl gibt, gesehen zu werden. Nan ist ausgesprochen praktisch veranlagt und hat ein Händchen dafür, auch aus schlechten Situationen das Beste zu machen. Ich liebe und bewundere sie sehr.

Also wird, als sie im Tanzkurs stürzt und sich die Hüfte bricht, aus der Verabredung mit meiner Schwester eine Nacht im Sunnybrook Hospital, und während Nan sich einer Hüftoperation unterziehen muss, streiche ich kurzerhand alle Termine aus meinem Kalender, damit ich sie im Anschluss bei ihrer Genesung unterstützen kann. Ich bin die beste Option. Mein Vater steckt gerade mitten in einer Geschworenenauswahl, und Heather hat noch weniger Freizeit. Sie ist Anwältin wie Dad und alleinerziehend. Unsere jüngeren Zwillingsgeschwister, Luca und Lavinia, sind ... nun ja, sie sind eben Luca und Lavinia. Ich liebe sie über alles, aber sie sind vierundzwanzig und gehen noch immer in der Rolle der Nachzügler in der Familie auf.

Am dem Morgen, als Nan aus dem Krankenhaus entlassen wird, hilft Heather mir dabei, sie nach Hause zu bringen.

»Ihr Mädchen habt doch Besseres zu tun, als euch um mich zu kümmern«, sagt Nan, als wir sie mit ihrer neuen Gehhilfe ins Haus führen. Für eine Achtzigjährige, die erst vor sechsunddreißig Stunden operiert wurde, sieht sie erstaunlich gut aus. Sie lässt sich einmal pro Woche ihre kurzen weißen Haare frisieren, ist stets schick gekleidet und aktiv geblieben. Ihre Haltung ist tadellos. Immer, wenn ich in ihrer Gegenwart bin, straffe ich die Schultern, sogar jetzt.

»Im Moment nicht«, sagt Heather. »Allerdings muss ich heute Nachmittag vor Gericht erscheinen.«

»Aber ich werde vorerst hierbleiben und dich unterstützen«, erkläre ich unserer Großmutter.

Nan runzelt die Stirn. »Ich hasse den Gedanken, dass du mit mir festsitzt, Alice. Du solltest dein Leben leben.«

»Was für ein Leben?«, brummt Heather.

»Ich bleibe gerne hier bei dir«, sage ich und ignoriere den Kommentar meiner Schwester. »Du weißt, dass ich dieses Haus liebe.«

Nan lebt in Leaside, einem grünen Viertel im Stadtzentrum von Toronto. In den ersten hektischen Jahren nach der Geburt der Zwillinge schliefen Heather und ich an den Wochenenden öfter bei Nan und Grandpa als in unseren eigenen Betten. Unser Elternhaus befand sich bloß ein paar Straßen weiter, aber dieses Haus liebte ich besonders. Die üppigen Pfingstrosen, die den Weg säumen. Die selbst genähten Paisley-Vorhänge vor den Bleiglasfenstern. Die Türklingel, die klingt, als kündigte sie ein frisch vermähltes Paar an. Man kann ihr gellendes Läuten bis in die hinterste Ecke des georgianischen Backsteinhauses hören, aber für mich war es immer der Klang von Ruhe und Frieden. Keine schreienden Babys. Keine überforderte Mutter. Ein eigenes Zimmer nur für mich.

»Lass mich die Treppe alleine hochgehen«, zischt Nan, als Heather sie am Ellbogen fasst.

So schnippisch zu sein, sieht Nan gar nicht ähnlich, aber ich verstehe es. Sie lebt seit Grandpas Tod vor zwanzig Jahren allein und verteidigt ihre Unabhängigkeit wie ein Drache. Außerdem hatte sie vor, nächste Woche zu einer Kreuzfahrt nach Alaska aufzubrechen. Ich wäre sicher auch gereizt, wenn ich an ihrer Stelle wäre.

»Arme Nan«, flüstere ich, als sie sich mit ihrer Gehhilfe über die Schwelle schiebt.

Heather schüttelt den Kopf. »Du Arme.«

»Wir werden schon klarkommen.«

Ich bin zuversichtlich, dass Nan nach einer erholsamen Nacht bestimmt wieder zu ihrem optimistischen, lebhaften Selbst zurückgefunden haben wird.

Aber drei Tage vergehen, und Nan wird immer mürrischer. So übellaunig habe ich sie noch nie erlebt. Am Morgen, an dem das Kreuzfahrtschiff ohne sie in See sticht, ist ihr Schweigen so düster wie die Wolken, die von Westen her aufziehen. Nicht einmal ihr geliebtes Kreuzworträtsel rührt sie an.

Als dann Regen gegen die Fensterscheiben prasselt, werfe ich ihr einen hoffnungsvollen Blick zu. Nan liebt ein »belebendes Gewitter«, aber diesmal huscht nicht ein Anflug von Interesse über ihr Gesicht. Ich bin überrascht, wie alt sie aussieht. Manchmal fällt mir ganz plötzlich auf, dass ihr Haar weiß ist und nicht mehr grau. Und dann kommen mir die Pfingstrosen in den Sinn.

Ich renne im Schlafanzug und mit einer Schere in der Hand aus dem Haus, doch die Blumen lassen bereits ihre rosa und weißen Köpfe hängen, küssen den Mulch, und Wassertropfen haften an ihren zerzausten Blütenblättern. Unter normalen Umständen wäre Nan vor den ersten Regentropfen noch im Morgenmantel hier draußen gewesen – lieber hat sie die Blumen in einer Vase, als sie so hängen zu sehen. Ich schneide schnell, aber als ich mit einem Arm voller duftender Blüten und nassen Haaren ins Haus zurückkehre, schaut sie mich bloß ausdruckslos an und sagt: »Ich habe gar nicht gemerkt, dass es regnet.«

Ich muss etwas unternehmen.

Als Nan sich nach dem Mittagessen dann für ihr Nickerchen hinlegt, setze ich mich an denselben Platz, an dem ich

als Kind immer saß – oben auf der Treppe –, und starre auf die Wand mit den Familienfotos gegenüber vom Geländer. Der erste Schritt meiner Nichte. Die Highschool-Abschlussfeier von Luca und Lavinia. Nan und Grandpa im Cottage ihrer besten Freunde in Barry's Bay. Sie besuchten John und Joyce dort jedes Jahr. Es ist Nans liebster Ort auf der Welt. Ich selbst habe lediglich zwei Monate am See verbracht, aber auch mich hat er geprägt.

Es war der Sommer, als ich siebzehn wurde. Zu meinem Geburtstag schenkte Nan mir eine Kamera – eine sehr gute Spiegelreflexkamera. Ich schoss ein Bild nach dem anderen, lernte dazu und bemühte mich, immer besser zu werden. Die gelungensten Fotos klebte ich in ein Album, das ich Nan an unserem letzten Tag im Ferienhaus schenkte. Ich mache mich auf die Suche und finde es schließlich in einem der Regale im Keller. Mit gekreuzten Beinen setze ich mich auf den roten Teppich.

Noch bevor ich das Album aufschlage, werden die Erinnerungen in mir wieder wach. Mein erstes Mal weg von zu Hause. Die erste Kostprobe von Freiheit. Zwei Monate, in denen ich mit dem Anblick des Sonnenlichts aufwachte, das vom See reflektiert wurde und sich an der Decke kräuselte. In denen ich mich kopfüber vom Steg ins Wasser stürzte und dann unterhalb der Oberfläche dahinglitt, so weit ich kam. Grillen auf der Terrasse. Ständig nasses Haar. Kunstprojekte im Bootshaus. Rote Schwimmwesten. Kanufahrten. Picknicks auf der Insel. Die kitschigen Liebesromane aus dem Harlequin-Verlag, die ich heimlich von Joyce stibitzte. Sonnencreme, die nach Kokos duftete, Wassermelonenscheiben

und mein Badeüberwurf aus Frottee. Die Jugendlichen auf der anderen Seite der Bucht. Und ihr gelbes Schnellboot.

Ich blättere durch Fotos von Kieselstränden und Baumwipfeln, Wildblumen und Felsen; die Zwillinge, deren Köpfe aus dem Wasser ragen, fast unmöglich zu unterscheiden. Es gibt auch eines, das ich von mir selbst im Schlafzimmerspiegel gemacht habe, mit klatschnassen Haaren. Ich fand es raffiniert: Alice hinter den Spiegeln.

Doch die meisten Fotos sind von Nan. Meine ursprüngliche Muse. Nan, die in einer Hängematte liest, während die Zwillinge sich an sie kuscheln. Nan mit der Brille auf der Nasenspitze, wie sie einen Riss in Lavinias kurzer Hose flickt. Nan, die in einem Kanu herumpaddelt und mir mit einem strahlenden Lächeln zuwinkt.

Auf der allerletzten Seite befindet sich das Foto, mit dem alles begann.

Ich ziehe es aus der Hülle und betrachte die Gesichter von drei Teenagern in einem gelben Boot. Seit ich dieses Foto schoss, jage ich dieser Art von Perfektion in einem Foto hinterher. Dieser Emotion. Dieser Bewegung. Diesem Gefühl der Zeitlosigkeit. Ich übte den ganzen Sommer und machte dann dieses Foto an einem meiner letzten Tage am See. Ich kann immer noch nicht glauben, wie vollendet ich diesen Moment eingefangen habe. Selbst jetzt kann ich das Benzin riechen und ihre Rufe übers Wasser hören.

Der ältere Junge sitzt am Steuer, und der jüngere starrt das Mädchen an, das mit windzerzausten Haaren lächelt. Das Licht ist wunderschön, aber nicht, weil ich es meinem Willen gebeugt habe. Das Foto zeugt von einer gewissen Naivität, es

wirkt vollkommen ungekünstelt. Ich habe das Bild seit Jahren nicht mehr gesehen, aber aus irgendeinem Grund fühle ich mich immer noch tief mit diesen drei Jugendlichen verbunden, die während eines endlosen Sommers zufällig darauf festgehalten wurden.

Das Foto stellt das erste Kapitel meines Werdegangs dar, den Beginn meiner Liebe zur Fotografie. Es hat mir den Weg dazu eröffnet, die Person zu werden, die ich heute bin.

Ich blättere zurück zu dem Bild von Nan im Kanu mit ihrem glückstrahlenden Lächeln, und die Ahnung einer Idee nimmt in mir Gestalt an. Eine Möglichkeit, Nans Trübsinn zu vertreiben und sie aus dem Haus zu bekommen. Ein Kulissenwechsel. Frische Luft. Endloser Himmel. Glitzerndes Wasser.

Ein erneuter Ausflug zum See.

Unsere Rückkehr nach Barry's Bay.

3

Mittwoch, 18. Juni

John Kalinskis Nummer finde ich in Nans Adressbuch. Ich habe John seit der Beerdigung seiner Frau vor mehr als zehn Jahren nicht mehr gesehen, aber ich erinnere mich noch gut an ihn und Joyce. Sie waren eng mit dem Leben meiner Großeltern verflochten.

John klingt erfreut, von mir zu hören. »Bleibt den ganzen Sommer, wenn ihr wollt«, sagt er, als ich frage, ob ich das Cottage für ein, zwei Wochen mieten kann. Er erzählt mir, dass er schon seit Jahren darüber nachdenkt, es zu verkaufen – das Haus ist nicht bewohnt.

Das Angebot trifft mich unvorbereitet – sowohl Johns unverhoffte Großzügigkeit als auch, wie verlockend sich eine zweimonatige Auszeit von meinem Leben für mich anfühlt.

Als ich Nan dann beim Nachmittagstee von dem Telefonat erzähle, reagiert sie nicht so begeistert, wie ich es erwartet hätte. Stattdessen schweigt sie eine ganze Weile.

»John hat mir versichert, dass es für ihn in Ordnung ist«, beteuere ich. »Er schafft es nicht, selbst hinzufahren, und würde es vorziehen, wenn jemand den Sommer über dort wohnt.«

Und dann lächelt sie – ein *richtiges* Lächeln – zum ersten Mal seit ihrer Hüftoperation.

Ich fange an zu rechnen. Ich checke mein Bankkonto. Ich werfe einen genauen Blick auf meine Buchhaltung und stelle überrascht fest, dass ich bereits mehr verdient habe als im gesamten letzten Jahr. Der Silberstreif am Horizont der Trennung ist, dass ich unermüdlich produktiv war.

Ich muss an mein letztes Gespräch mit Elyse denken.

Du bist noch blasser als sonst, Alice. Du siehst aus wie ein Geist. Ich mache mir Sorgen um dich.

Ich kann es mir erlauben, eine Pause zu machen. Und was noch wichtiger ist: Vielleicht kann ich es mir gar nicht leisten, es nicht zu tun.

Nachdem ich John angerufen und ihm gesagt habe, dass wir gerne bis Ende August im Cottage bleiben würden, ergibt sich alles wie von selbst.

Ich schaffe es, viele meiner Aufträge zu verschieben, und helfe bei der Suche nach anderen Fotografen, die den Rest übernehmen. Ich finde einen Physiotherapeuten in Barry's Bay, der Nan betreuen kann, und ihre Nachsorgeuntersuchung verläuft gut. John gibt mir den Namen und die Nummer des Mannes, der sich um das Ferienhaus kümmert – er hat einen Zweitschlüssel.

»Und wenn du irgendetwas brauchst, um das Haus für Nan komfortabler zu machen, kann er dir bestimmt helfen«, meint John.

Während ich besagte Nummer wähle, tauche ich ein in Erinnerungen an Barry's Bay. Safranfarbene Sonnenunter-

gänge. Glühwürmchen, die in der Dämmerung funkeln. Die Wärme der von der Sonne beschienenen Holzplanken des Stegs unter meinen Füßen. Ein kleines Ferienhaus mit rotem Dach, beschattet von immergrünen Ästen.

Der Tagtraum endet so abrupt, wie wenn die Nadel über die Rillen einer Schallplatte rutscht, als am anderen Ende der Leitung eine Männerstimme ertönt.

»Was zum Teufel machst du da?«

»Ähm ...«

Es folgt mehr Geschrei, jetzt gedämpfter. Ich werfe einen Blick auf mein Display, um sicherzugehen, dass ich die richtige Nummer gewählt habe, doch sie stimmt.

»Entschuldigung? Hallo?«

Ich will schon wieder auflegen, als ich höre: »Charlie Florek hier.«

»Charlie, hi. Hier ist Alice Everly.«

Ich höre das Klappern von Metall gegen Metall. Ein Hammer vielleicht.

»Einen Moment«, sagt Charlie genervt und dann: »Zum letzten Mal, Sam, würdest du dich freundlicherweise verziehen? Du schrottetest es bloß.«

Ich höre eine unwirsche Antwort, und dann sagt Charlie zu mir: »Entschuldigung, *wer* ist da?«

»Alice Everly. Ich wohne diesen Sommer in John Kalinskis Cottage.« Ich versuche, den Lärm im Hintergrund zu überhören. Es klingt, als befände er sich auf einer Baustelle. »Ist gerade ein schlechter Zeitpunkt?«

Es folgt eine längere Pause, laute Männerstimmen, dann hört der Lärm auf.

»Nein, passt schon. Entschuldigung bitte.« Charlie räuspert sich. »Hi ... Alice, richtig?« Er hat eine angenehme Stimme. Tief und mit einem »R« wie Sandpapier.

»Richtig.«

Eine Sache über mich: Ich habe mir einmal in der neunten Klasse im Sportunterricht das Handgelenk gebrochen und vierundzwanzig Stunden lang die Zähne zusammengebissen, um den Schmerz zu ertragen, bis ich meiner Mutter endlich gesagt habe, dass ich *möglicherweise* zum Arzt gehen sollte. Ich bitte nur ungern um Hilfe, möchte keinem zur Last fallen und niemandes Zeit verschwenden. Dieser Anruf umfasst alle drei Punkte – Charlie ist eindeutig gerade beschäftigt.

Also bringe ich es hastig hinter mich. »John meinte, Sie könnten mir vielleicht helfen. Es gäbe eine Reihe von Dingen, die im Ferienhaus für meine Großmutter erledigt werden müssten. Sie hat gerade eine neue Hüfte bekommen, und ich ...«

Charlie unterbricht mich. »Wie geht's?«

»Bitte?«

»Wie geht's?«, meint Charlie amüsiert. »Das ist normalerweise die Frage, die man nach dem ›Hallo‹ stellt.«

»Mir geht es gut, danke«, sage ich leicht irritiert. »Wie auch immer, meine Großmutter ...«

Charlie unterbricht mich ein zweites Mal. »Mir geht es auch gut, Alice. Danke der Nachfrage.«

»Richtig.« Mein Gesicht wird rot. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal zurechtgewiesen wurde. »Schön ... dass es Ihnen gut geht. Uns beiden geht es gut.«

Noch eine Sache über mich: Wenn ich meine Kamera nicht in der Hand halte, fällt es mir schwer, für mich einzustehen – ob in meiner lauten, chaotischen Familie, gegenüber Fremden oder aufdringlichen Art-Direktoren ... Das ist einer der Gründe, warum ich das Fotografieren so liebe – es ist die einzige Situation, in der ich mich amtlich wie ein echter Badass fühle.

Ich räuspere mich und versuche, wieder in die Spur zu kommen. »Wie gesagt, es gibt ein paar Dinge, die vor unserer Ankunft im Cottage erledigt werden müssten, und ich hatte gehofft, dass Sie oder jemand, den Sie kennen, mir dabei helfen könnte. Ich hätte da eine Liste.« Ich zücke mein Notizbuch und beginne, die einzelnen Stichpunkte vorzulesen. »Haltegriffe, Möbel umstellen, Läufer und Vorleger entfernen ...«

»Alice.« Charlie unterbricht mich schon wieder.

Ich hole Luft, mein Ärger wächst. »Ja?«

»Atmen Sie mal tief durch. Ich kann Ihre Unruhe ja bis hier nach Barry's Bay spüren.«

»Ich versuche bloß, Ihre Zeit nicht unnötig zu beanspruchen«, sage ich und bemühe mich, so professionell und gefasst wie möglich zu klingen. Das ist die Alice hinter der Kamera. »Ich möchte lediglich sicherstellen, dass alles adäquat vorbereitet ist, wenn ich mit meiner Großmutter ankomme. Wenn Sie mir dabei nicht behilflich sein können, ist das durchaus in Ordnung. Aber vielleicht kennen Sie ja jemanden, der Kapazitäten hätte.«

Ein leises Lachen dringt an mein Ohr. »Keine Sorge. Ich bin Ihnen durchaus gerne *behilflich*. John hat mich bereits

über die Operation Ihrer Großmutter informiert. Ich küm-
mere mich um alles. Schicken Sie mir Ihre Liste einfach per
Textnachricht, und ich stelle sicher, dass alles *adäquat vor-*
bereitet ist.«

Ich blinzele. »Machen Sie sich über mich lustig?«

»Das würde mir im Traum nicht einfallen«, erwidert er,
aber ich kann hören, wie er schmunzelt.

Nein, er schmunzelt nicht. Er grinst. »Kommen Sie einfach
her, Alice. Irgendetwas sagt mir, dass Sie die Zeit am See
wirklich gebrauchen können.«

Im Hintergrund ertönt erneut das Hämmern, und Charlie
flucht. »Wir sehen uns, City Girl.«

Und dann legt er auf.

Am Abend vor Nans und meiner Abreise kehre ich in meine
Wohnung zurück, um zu packen. Als sich der Aufzug auf
meiner Etage öffnet, steht der Karton, den ich in den Flur ge-
stellt habe, noch dort. Trevor nimmt sich immer wieder vor,
seine Sachen abzuholen, und sagt dann ab. Die Überreste
einer vierjährigen Beziehung beschränken sich letztendlich
auf eine Ausgabe von *Minimalistisch gründen*, kabellose
Kopfhörer und vereinzelte Socken. Ich schiebe den Karton
mit dem Fuß zu mir rein, obwohl ich ihn lieber in den Müll-
schluckler stopfen würde.

Nicht, dass mir das dabei helfen würde, ihn zu vergessen.
Jeder Winkel dieser Wohnung zeugt von Trevor. Als er ein-
zog, richteten wir sie in Weiß- und Beigetönen ein, mit viel
Marmor und Glas, alles schlicht und minimalistisch. Früher
wirkte sie nie so kahl – früher fühlte sie sich wie ein Zuhause

an. Jetzt erinnert mich alles daran, wie sehr ich ihm entgegengekommen bin. Die makellose weiße Couch, die wir eines Sonntags nach dem Brunch gekauft haben – ich wollte eigentlich etwas Weiches und Kuscheliges, aber Trevor liebte ihre klaren Linien. Der runde Tulip-Tisch aus Carrara-Marmor mit den unbequemen Stühlen, die auch er aussuchte. Dort saß ich dann, als er mit mir Schluss machte. An jenem Abend hatte er das Abendessen zubereitet. Es ist jetzt sechs Monate her, und ich kann den Coq au Vin immer noch riechen – ich werde ihn nie wieder essen.

Ich weiß nicht, wie ich dich glücklich machen kann, Alice. Weißt du es?

Ich ziehe gerade den Reißverschluss meines mittlerweile gepackten Koffers zu, als es klingelt. Vor der Tür steht Heather in einer Wolke aus starkem Parfüm und mit einer verdächtigen orangefarbenen Papiertüte, die sie mir entgegenstreckt.

»Für dich.«

Heather nennt Shoppen ihr »UngUILty Pleasure«, und sie kauft mir immer Kleidung. Der hintere Teil meines Kleiderschranks ist vollgestopft mit Bandage-Kleidern und tief ausgeschnittenen Oberteilen, die ich meiner großen Schwester zu verdanken habe.

Ich spähe misstrauisch in die Tüte und schiebe das Seidenpapier beiseite; smaragdgrüne Seide kommt zum Vorschein.

»Was ist das?«

»Schau nicht so angewidert. Es ist ein Kleid.«

Ich hole es heraus und ziehe die Augenbraue hoch. »Ein winziges Kleid.«

»Klitzeklein.« Über Heathers Gesicht zuckt ein begeistertes Grinsen wie das Blitzlicht einer Kamera. Meine Schwester ist von Natur aus schön, aber ihr Lächeln lässt sie auf fast einschüchternde Weise erstrahlen. »Grün ist deine Farbe, Kröte, und wenn du es nicht in deinen Koffer packst, dann mach ich es.«

Eine meiner Methoden, gegen meine roten Haare aufzubegehren, ist, *niemals* Grün zu tragen. Die meisten meiner Klamotten haben neutrale Farben, mit hier und da ein paar Blautönen. Ganz selten ein Tupfer Gelb. Ich stelle die Tüte auf den Küchentresen, ohne eine konkrete Zusage zu machen.

Meine Schwester und ich haben die gleichen haselnussbraunen Augen, aber da hören unsere Ähnlichkeiten auch schon auf. Heather liebt es, aufzufallen; ich ziehe es vor, unbemerkt zu bleiben. Sie hat die Größe, das Selbstbewusstsein und die kaffeebraunen Haare unseres Vaters, die sie in einem präzisen Bob trägt – als Teil ihrer Einschüchterungstaktik im Gerichtssaal. Ich habe die sanfte Stimme und die rotbraunen Locken unserer Mutter geerbt. Heather ist die Rebellin der Familie, ich bin das Good Girl. Sie ist impulsiv, ich bin eine Planerin. Und im Gegensatz zu mir kennt sie keine Hemmungen.

Sowohl sie als auch Dad sind echte Poser. Luca und Lavinia sind genauso. Bei unserem letzten Familientreffen zog mein kleiner Bruder am Esstisch sein Hemd aus, um uns sein neues Tattoo mit einem Löwen, einer Schildkröte, einem Flamingo und einem Affen auf seiner Brust zu präsentieren, und Lavinia verteilte Einladungen zu ihrer Burlesque-Darbietung mit Muppet-Show-Motto.

Ich war immer der Überzeugung, ich käme einfach nach unserer überaus vernünftigen Mutter. Aber letzten Dezember, kaum dass die Tinte auf den Scheidungspapieren meiner Eltern getrocknet war, zog sie mir nichts, dir nichts ans andere Ende des Landes nach British Columbia. Als wir klein waren, erzählte sie uns oft von der Kirschernte im Okanagan Valley, bei der sie Ende der Achtzigerjahre geholfen hatte. Von dem alten VW-Bus. Einer Freundin namens Cinnamon. Vom Wildcampen in den Feldern. Aber diese Version von Mom schien uns genauso weit hergeholt wie die Märchen, die sie uns zum Einschlafen vorgelesen hatte. Bis sie uns vollkommen überraschend eröffnete, dass sie wieder Kontakt zu Cinnamon habe und auf einem biodynamischen Weingut in Kelowna arbeiten würde. Unsere Mutter, die brave Hausfrau, das Heimchen am Herd, lebt nun über dreitausend Kilometer entfernt und veranstaltet Wein-Tastings mit Blick auf den Okanagan Lake, bei denen sie Pinot Noir und Viognier ausschenkt.

»Wie geht es meiner Nichte?«, frage ich meine Schwester.

Heather hat jung geheiratet, ist früh schwanger und dann auch schnell wieder geschieden worden. Nach der Trennung, als meine Nichte noch ein Baby war, lebte ich ein paar Jahre mit den beiden zusammen. Heather war entschlossen, sowohl das Jurastudium als auch die Herausforderung eines Neugeborenen zu bewältigen. Mittlerweile ist ihre Tochter Bennett dreizehn.

»Benutz mein Kind nicht als Ablenkungsmanöver«, sagt sie und marschiert mit der Tüte in mein Schlafzimmer. Ich höre, wie sie meinen Koffer öffnet. »Ich bestehe auf einem Fotobeweis, dass du es trägst«, ruft sie zu mir herüber.

Ich schaue sie finster an, als sie zurückkommt.

»Was? Du wirst in dem Kleid total scharf aussehen.«

»Da wird sich Nan aber freuen«, sage ich spöttisch.

Heather kneift mich in die Taille, die derzeit von einem blau-weiß gestreiften Nachthemd verhüllt wird, und ich schubse ihre Hand weg.

»Was soll das?«

»Ich wollte mich bloß versichern, dass unter all der Baumwolle ein Körper steckt. War mir da nicht mehr ganz sicher.«

»Ha, ha.«

Zwischen ihren dunklen Augenbrauen erscheint eine Falte.

»Ich mein es ernst. Verkriech dich nicht, nur weil Trevor weg ist.«

Beim Namen meines Ex zucke ich zusammen und verfluche mich dann im Stillen, weil ich so empfindlich bin. Ich frage mich, ob es wohl einfacher wäre, wenn er sich nicht so schnell getröstet hätte.

Heathers Gesichtsausdruck wird milder. »Gönn dir und dem Kleid eine gute Zeit, Ali. Ihr habt es beide verdient.«

»Mal sehen.«

Sie sieht mich an, als wäre mir nicht zu helfen, und küsst mich dann auf die Wange. »Ich muss los. Bennett übernachtet heute bei einer Freundin, und ich bin mit einem Typen verabredet.«

»Mit welchem?«

Heather ist zu beschäftigt für eine feste Beziehung, aber sie hat ein kurzes Register von Freunden mit gewissen Vorzügen.

»Er ist neu. Bloß für eine Nacht in der Stadt.«

»Ah.«

Das ist ein weiterer Unterschied zwischen Heather und mir: Ich habe noch nie mit jemandem geschlafen, den ich nicht liebe. Ich kann mir nicht vorstellen, einen One-Night-Stand zu haben. Aber da ich auf absehbare Zeit nicht die Absicht habe, mich in eine neue Beziehung zu stürzen, muss ich meine Strategie womöglich überdenken.

»Das klang jetzt aber nach einem sehr kritischen *Ah*«, stellt Heather fest.

»Keine Kritik. Bloß berechtigte schwesterliche Sorge. Pass auf dich auf, okay?«

»Immer.« Heather schlingt die Arme um mich und sorgt so dafür, dass ich für den Rest der Nacht nach Vetiver riechen werde. »Wir sehen uns bald, okay?«

»In ein paar Wochen.« Sie und Bennett werden Nan und mich für eine Woche im Cottage besuchen. Ich kann es kaum erwarten. Drei Generationen von Everly-Frauen unter einem Dach bedeuten für mich den Himmel auf Erden.

»Und für die Ausstellung kommst du ja sowieso in die Stadt zurück, oder?«, erkundigt sie sich.

Ich zucke zusammen.

Elyse ist dabei, eine Galerie in Davenport zu eröffnen, und *In (Her) Camera* ist ihre erste Veranstaltung – es ist auch die erste große Ausstellung, an der ich teilnehmen soll. Es war ein echter Kneif-mich-Moment: Meine ehemalige Fotografie-Dozentin, eine Frau, die ich sehr verehere, will mich in ihrer Galerie haben. Dann sagte sie mir, welches Foto sie zeigen wolle, und mir wurde ganz schlecht. Aber wie hätte ich Nein sagen können, wo doch jeder weiß, dass Elyse Cho über einen unfehlbaren Geschmack verfügt? Es ist zwar schon

viele Jahre her, dass ich ihre Schülerin und sie meine Dozentin war, aber ich habe noch immer nicht das Gefühl, dass unsere Freundschaft ganz auf Augenhöhe ist. Ich sehe sie nach wie vor als mir in jeder Hinsicht überlegen an.

»Mal schauen«, sage ich zu Heather. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich das schaffe.«

Ein Vorteil davon, dass ich den Sommer außerhalb der Stadt verbringe, ist, dass ich einen guten Vorwand habe, mich vor der Vernissage zu drücken.

»Kröte ...«, sagt Heather mahnend, »du *musst* kommen.«

»Klar«, sage ich und begleite sie zur Tür. »Hab dich lieb, Löwe.«

»Hab dich noch mehr lieb.«

Als sie gegangen ist, öffne ich auf meinem Laptop die Datei mit den Fotos vom Bademoden-Shooting. Morgen ist Abgabe, und ich habe sie bereits bearbeitet. Zwei Mal. In einer Version wurden die Bilder so »bereinigt«, wie Willa es wollte. In der anderen habe ich zwar ein paar Pickel entfernt und die abstehenden Haare retuschiert, aber die Cellulite nicht angerührt.

Ich liebe die Fotografie. Seit über zehn Jahren fotografiere ich beruflich und schätze mich glücklich, dass ich meinen Lebensunterhalt auf diese Weise bestreiten kann. Aber ich dachte auch, wenn ich meine Fähigkeiten erst einmal unter Beweis gestellt hätte, würde ich irgendwann an den Punkt kommen, an dem ich meine eigenen Vorstellungen verwirklichen könnte, nicht bloß immer die von anderen. Deshalb habe ich diesen Auftrag angenommen. Wie die meisten Magazine verfügt *Swish* zwar nicht über die großen Budgets, wie

Werbekampagnen sie mit sich bringen, aber Willa versicherte mir, dass dies durch mehr kreativen Spielraum ausgeglichen würde.

Ich überlege, was Elyse tun würde. Sie hat realistische Vorstellungen von der Zusammenarbeit mit Bildredakteuren, aber sie legt Wert auf künstlerische Visionen. Ich seufze und klappe meinen Laptop zu. Ich habe noch einen Tag Zeit, um zu entscheiden, welche Fotos ich einsende.

Das Vibrieren meines Handys kündigt eine Textnachricht an.

Charlie: Alles bereit, City Girl. Der Schlüssel liegt in der alten Außentoilette.

City Girl? Vielleicht bin ich nicht so weit, mich bei der Arbeit zur Wehr zu setzen, aber *dem hier* kann ich einen Riegel vorschieben.

Ich: Danke.

Ich: Aber fürs Protokoll, mein Name ist Alice Everly.

Charlie: Verstanden. Freu mich drauf, dich kennenzulernen, Alice Everly.

4

Freitag, 27. Juni

Erster Tag am See

Es ist der letzte Freitag im Juni, und ganz Southern Ontario flüchtet an die Seen. Der Verkehr ist dicht. Wir werden weit über vier Stunden brauchen, um von Toronto nach Barry's Bay, einer leicht zu übersehenden Kleinstadt am nördlichen Ende des Kamanisgeg Lake, zu gelangen.

Nan schweigt, seit ich vom Highway 401 abgebogen bin und weiter Richtung Norden fahre. Seit wir die Stadt, die Vororte und Außenbezirke hinter uns gelassen haben, gilt ihre ganze Aufmerksamkeit der Aussicht. Zunächst Felder und Ackerland. Jetzt Wälder und Gewässer. Wir fahren über die Burleigh Falls Bridge, und sie seufzt beim Anblick der Stromschnellen. Wir befinden uns auf einem einspurigen Highway, und der Verkehr kommt beinahe zum Erliegen, so dass auch ich den Blick von der Straße abwenden und das kaskadenartige Wildwasser auf mich wirken lassen kann.

»Schon komisch, wie wenig sich verändert hat«, murmelt Nan.

Sie trägt wie immer eine weiße Bluse und eine Hose, eine dezente Perlenkette um den Hals und ihren roséfarbenen Chanel-Lippenstift. Alles an ihr wirkt adrett, fast schon steif, ein auffälliger Gegensatz zu ihrer ungezwungenen Persönlichkeit. Aber meine sonst so lebenslustige Nan ist immer noch nicht ganz sie selbst. Ich habe das Gefühl, dass sie gar nicht richtig anwesend ist, sondern sich in Erinnerungen an frühere Fahrten zum Ferienhaus verliert. Ihr letzter Besuch liegt ein Jahrzehnt zurück.

Mein Timer ertönt. Bei Nans letztem Arztbesuch habe ich mir Notizen gemacht. Außerdem habe ich alles gelesen, was das Internet über postoperative Nachsorge hergibt. Mobilisationsübungen, die man im Bett machen kann. Kurze Spaziergänge. Kühlung. Sie sollte nicht zu lange sitzen, also halte ich jede Stunde an, damit sie sich etwas die Beine vertreten kann.

»Ich muss eine Stelle finden, an der wir eine Weile anhalten können. Würdest du bis dahin schon mal die Waden anspannen, wie es dir der Physiotherapeut gezeigt hat?«

Ich spüre den Blick aus ihren blauen Augen auf mir. »Du hast mich schon in diese Kompressionsstrümpfe gesteckt. Mir geht es gut, Alice. Ich werde in den nächsten zehn Minuten schon nicht an einem Blutgerinnsel sterben.«

Nicht, solange ich ein Auge auf sie habe. »Bitte mach einfach die Übung, Nan.«

Sie schiebt ihre Brille herunter und mustert mich. »Du bist gar nicht entspannt.«

»Doch. Ich bin total entspannt.« In Wahrheit bin ich seit fünf Uhr auf den Beinen und habe nervös immer wieder meine Packliste überprüft.

Nan fängt an zu summen und wendet den Kopf ab, um wieder aus dem Fenster zu blicken.

Wir befinden uns jetzt mitten im sogenannten Cottage-County, wo die Städter gerne Urlaub machen. Plakate werben für Lebendköder und Angelausrüstung, Campingplätze und Ferienhausvermietungen, Jachthäfen und Rafting-Touren. Gelbe Schilder warnen Autofahrer vor Wild oder Schildkröten, die die Fahrbahn kreuzen könnten.

Wir halten an der Kawartha-Molkerei in Bancroft, um Eis zu essen. Nan entscheidet sich für Orange/Ananas, ich nehme Bordeaux/Kirsche, und wir schlecken es im Auto, bevor wir uns auf die letzte Etappe der Reise begeben. Der Highway führt vorbei an scharfen Granitfelsen; Flüsse und Sümpfe glitzern in der Frühsommersonne. Je weiter wir nach Norden kommen, desto dichter werden die Wälder und desto lockerer wird der Verkehr, aber trotzdem befinden sich noch immer Fahrzeugkolonnen vor uns. Einige ziehen Anhänger mit Booten hinter sich her. Andere haben Kajaks oder Kanus aufs Dach geschnallt. Diese stundenlangen Autofahrten gehören für Sommerfrischler einfach dazu – die große Pilgerfahrt von der Stadt an den See, ein beliebtes Ritual, das von Generation zu Generation weitergegeben wird, zusammen mit der Liebe zur frischen Luft, dem weiten Himmel und der Freude daran, sich ins kühle Nass zu stürzen.

Meine Familie machte diesen Brauch jedoch nicht mit. Der Sommer vor sechzehn Jahren, als Nan Luca, Lavinia und mich mit an den See nahm, war meine erste Kostprobe vom Leben außerhalb von Toronto. Ich genoss jeden einzelnen Augenblick davon. John und Joyce waren in jenem Jahr auf Reisen.

Mein Vater war mit einigen Fällen beschäftigt, und meine Großmutter wollte meinen Eltern eine Auszeit gönnen. Doch Heather weigerte sich, die Stadt zu verlassen, also nahm Nan bloß die Zwillinge und mich mit nach Barry's Bay. Ich erinnere mich, dass der Ort klein war – eine ganz andere Welt als das dicht besiedelte, urbane Viertel, in dem wir lebten.

»Da ist es«, sagt Nan, als wir eine Klippe umrunden. »Das untere Ende des Kamanisgeg Lake. Wir sind fast da.«

Ich staune angesichts der gewaltigen blauen Fläche und der kleinen Inseln, die auf dem See verstreut sind.

Als wir uns Barry's Bay nähern, glitzert das Wasser auf der einen Seite meines Autos, und auf der anderen zieht das geschäftige Pine Grove Motel vorüber. Zehn Minuten später sind wir auf der Bare Rock Lane, einer holprigen Straße, die von dichtem Wald umgeben ist. Vor dem Wagenfenster flackern Seestücke zwischen Bäumen und Gestrüpp auf. Am Ende der Einfahrt, die zu einem dunkelbraunen Blockhaus führt, ist an einem Ahorn ein Schild mit der Aufschrift KALINSKI befestigt.

Nan seufzt, als sie das Haus erblickt. Es ist ein klassisches Cottage, das in den Zwanzigerjahren erbaut wurde und auf einem bewaldeten Hügel zum Kamanisgeg Lake liegt. Es hat einen Steinkamin und ein fröhliches rotes Blechdach mit dazu passenden Fensterläden. Die Blumenkästen sind mit klatschmohnfarbenen Fleißigen Lieschen bepflanzt. Es wirkt wie ein Ort, an dem nur gute Dinge geschehen. Ich parke neben einem ordentlich aufgestapelten Stoß Brennholz.

»Soll ich dir helfen?«, frage ich Nan, als ich bemerke, dass sie die Hände auf dem Schoß fest gefaltet hat.

Sie schüttelt den Kopf, ohne die Augen von dem Haus abzuwenden. »Ich bleibe einfach hier sitzen, während du den Schlüssel holst.«

Ich steige aus dem Auto aus. Tief atme ich den Geruch ein: Sonne auf Zedernholz. Moosige Felsen. Frische Landluft. Dazu die Geräusche des Lebens am See. Wellen, die träge ans Ufer schlagen. In der Ferne heult eine Kettensäge. Ein Streifenhörnchen huscht durch die Walderdbeeren.

Zweige und trockene Kiefernadeln knirschen unter meinen Füßen, als ich hinters Haus laufe, um nach der alten Außentoilette zu suchen, in der ich, laut Charlie, den Schlüssel finden soll. Da ich jedoch keinerlei Anzeichen dafür erkenne, gehe ich auf der anderen Seite um das Haus herum. Ich werde mit einem Blick auf den See belohnt, eine überwältigend große Fläche aus glitzerndem Wasser, so spektakulär, dass ich einen Moment lang innehalte und die Aussicht bestaune. Aber ich kann nirgends irgendein Nebengebäude ausmachen.

Also kehre ich zum Auto zurück. »Weißt du, wo das alte Klohäuschen ist?«

Nan runzelt die Stirn. »Ich wüsste nicht, dass es eines gibt – zumindest kann ich mich nicht daran erinnern.«

Ich umrunde das Gebäude erneut und finde immer noch nichts. »Mist«, sage ich zu dem Blauhäher, der mich von den Ästen einer Birke aus beobachtet. »Mist«, sage ich zu der Fichte und dem Ahorn.

Ich zücke mein Handy und rufe diesen Charlie an. Er geht beim ersten Klingeln ran.

»Hallo, Alice Everly«, sagt er und zieht meinen Namen

betont in die Länge, wobei das R in Everly leicht rau klingt. Der Klang läuft mir wohligh den Rücken hinunter.

»Charlie, hi. Wir sind gerade am Cottage angekommen, aber ich kann das Klohäuschen nirgends finden.«

»Mir geht's gut, Alice. Wie geht es Ihnen?«

»Hervorragend«, sage ich ausdruckslos. Was stimmt nicht mit dem Typen? »Und Ihnen?«

»Besser, jetzt, wo ich von Ihnen höre.«

Ich verdrehe die Augen.

»Wo sind Sie gerade?«, erkundigt er sich.

»Neben dem Holzstoß.«

»Und was haben Sie an?«

Meine Wangen laufen vor Wut rot an. »Ihr Ernst?«

Er schmunzelt. »Normalerweise nicht. Aber in diesem Fall interessiert mich tatsächlich Ihr Schuhwerk. Der Weg zum Klohäuschen ist ziemlich verwuchert.«

Ich blicke auf meine Sandalen. »Das wird schon klappen.«

»Gehen Sie zur Hintertür.«

Ich tue, was Charlie sagt. »Alles klar.«

»Schauen Sie den Hügel hinauf.«

Der Hang ist mit Brombeersträuchern und jungen Bäumchen bewachsen. Durch das Dickicht hindurch erblicke ich einige Meter entfernt einen kleinen Holzverschlag mit Strohdach. Kein Wunder, dass ich ihn vorher nicht gesehen habe – er ist eingewachsen und gut getarnt. Wahrscheinlich wurde er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr benutzt.

»Sie hätten sich ruhig einen einfacheren Ort für den Schlüssel aussuchen können«, maule ich.